

Ein heimliches Klopfen

Wer hat Angst vor der Leitkultur? / Von Peter Gauweiler

Ach, ginge es Friedrich Merz doch um die Leitkultur Italiens! Eine mehr als großkoalitionäre Unterstützung wäre ihm sicher. Schließlich ist unser Außenminister Vorsitzender der deutschen Toskana-Fraktion, und niemand aus der politischen Klasse diesseits der Alpen kann, *sotto voce*, die kulturellen Feinheiten Italiens, einschließlich seiner Öle, so propagieren und deklarieren wie der Stellvertreter Gerhard Schröders.

Mit Hilfe seiner Freunde im Europaparlament wäre es auch kein größeres Problem, sagen wir einmal: die Verteidigung des spanisch-mallorquinischen Charakters der Balearen in Deutschland zu einem Partei übergreifenden Thema zu machen. Der Gefahr kultureller Überfremdung haben die Grünen unter Führung Fischers sogar in Bezug aufs ferne Tibet einen Bundestagsantrag gewidmet und mit dem Mittel einer parlamentarischen Intervention vor den Folgen einer Masseneinwanderung der Chinesen gewarnt. In Südamerika hat Fischer es sich nicht nehmen lassen, den kulturellen Schutz der edlen Wilden des Amazonas zum Anliegen deutscher Politik zu machen; er hat sich zu diesem Zwecke mit den obersten Häuptlingen zu einem viel fotografierten Palaver getroffen.

Auch wenn gerade Letzteres Züge einer ungenutzten Herablassung hatte: hinter dieser grünen Weltannäherung steckt nicht nur Fernstenliebe, sondern, wenn man ihren Gefühlen nicht von vornherein nur Oberflächlichkeit unterstellen will, eine echte Kümmeris, dass weltweit kulturelle Identitäten und gewachsene Ortsbilder entgleiten. Wenn wieder die Kultur eines Volkes verschwindet, so scheinen Deutschlands Grüne zu empfinden, wird die Welt ärmer. Und dagegen sollte man (frau) etwas tun.

Vor einigen Jahren standen in Deutschland die Menschen Schlange für den Film „Der mit dem Wolf tanzt“, eine Hommage an die Ureinwohner Nordamerikas. Das Stück sollte – so sein Regisseur und Hauptdarsteller Kevin Costner – dem Respekt vor jenen gelten, „die zuerst da waren“. Zuerst da waren in der alten Welt Deutschlands über viele Jahrhunderte die Deutschen, aber Joschka Fischer ist nicht nur das Sprachrohr empfindsamer Grüner, sondern auch Außenminister eines Volkes, zu dessen Staatsraison selbst nach Meinung Außenstehender Übung in nationaler Selbstverachtung geworden ist. So war es dem grünen Trendsetter nicht möglich, auf die Frage des Oppositionsführers nach dem Entschwinden einer nationalen Leitkultur in Deutschland anders zu antworten als mit Hohn und Spott und der Nennung eines deutsch-amerikanischen Comics: Entenhausen, „ist das schon Überfremdung?“ Fischers Anhänger empfanden diesen Auftritt als „saukomisch“.

Grünen-Dämmerung

Ist Kulturverlust ein Wert, wenn es um das eigene Land geht? Wie das Abwerfen von Ballast: Kulturverlust, Heimatverlust, Vaterlandsverlust? Es gibt vermutlich immer noch genug Grüne, die eine solche Entwicklung als Wohltat empfinden, weil sie das Antideutsche als einzige Form „deutscher Leitkultur“ nervlich aushalten können. Die grüne „Ausländerbeauftragte“ Marie-Luise Beck: „Leitkultur ist Pickelhaube und Sauertrout!“ Genau das ist sie nicht. Man darf kulturell Problematisches (oder Peinliches) nicht mit dem Erfahrungsschatz einer Nation an Bildung und Ästhetik gleichsetzen.

Gleichwohl: Wenn es um Deutschland geht, wird sich der ordentliche Grüne, auch mit Regierungsauftrag, eher den Kräften zugehörig fühlen, die auf eine Universalisierung der Welt hinarbeiten. Dass eine solche Vereinheitlichung die Geschichte der Menschheit amputiere und simplifiziere – das sehen sie nun durch den Vorstoß aus der CDU/CSU in Bezug auf Deutschland und die Deutschen zur Debatte gestellt. Und das ist gut so. Schließlich dämmert auch bei den Grünen ein Eindruck, dass selbst die stärkste Bevölkerung nicht stark genug sein wird, den Trennungsschmerz von der eigenen Kulturgeschichte auf Dauer auszuhalten.

Schon warnt der Grünen-Geschäftsführer Reinhard Büttikofer – bei Ablehnung des Begriffs von der Leitkultur – vor „Multi-Beliebigkeit“. Das ist nicht schlecht ausgedrückt. Fischer selbst hat

bei seiner mit allem Aufwand moderner Regierungspropaganda und ex cathedra verbreiteten Rede über die Zukunft der Europäischen Union ausdrücklich den Nationen eine konstitutive Rolle im Europa von morgen zugesprochen.

Im lateinischen Wortstamm von Nation steckt *natus*, das heißt gebürtig. Dies deutet auf die „leitkulturelle“ Prägung, die man von Kindesbeinen an erfährt. So erinnert der deutsche Bundestagsabgeordnete Özdemir, Nachkomme türkischer Zuwanderer, der in Baden-Württemberg geboren und aufgewachsen ist, in Sprache und Habitus weniger an Atatürk als an Lothar Späth. „Achmed Normalverbraucher“ nennt er sich selbst, was auch nicht schlecht ist.

„Und als ich die deutsche Sprache vernahm, da spürt‘ ich ein heimliches Klopfen.“ Dieser Vers Heinrich Heines auf dem Wege von Frankreich nach Deutschland, der mit „die Augen begannen zu tropfen“ endet, war fein selbstironisch gemeint, aber eben nicht komisch. In der Tat ist die Sprache immer noch der Code zum Verständnis einer Nation, und die Frage nach der Leitkultur wäre zur Hälfte beantwortet, wenn zum Beispiel alle Menschen in Deutschland, die länger als zwei Jahre hier leben wollen, sich auf Deutsch verständigen könnten und ihre schulpflichtigen Kinder auch. Die gemeinsame deutsche Sprache ist unser Über-ich und die kulturelle Verständigungsform des Landes, von der hoffentlich nicht nur die CDU/CSU will, dass sie auch im 21. Jahrhundert in Deutschland „dominierend“ bleibt.

„Die Schule der Nation ist die Schule“, schrieb einst Günter Grass für Willy Brandts erste Regierungserklärung. Bei aller Dominanz, die fremde Sprachen als Verständigungsform der Oberschicht und der Intellektuellen in Deutschland immer hatten, sollte die Schule das Wissenswerte auf Deutsch vermitteln können. Das ist zwar gegen den Trend; man unterrichtet heute auf Englisch, wie man früher auf Französisch und davor auf Lateinisch unterrichtet hat. Aber „Faust“ nur noch auf Englisch ist genauso inhuman wie der Abriss des Forum Romanum zu Gunsten eines Supermarkts.

Wenn die Leitkulturdebatte die deutsche Kultusministerkonferenz anregen könnte, die jahrelange Forderung nach einem verbindlichen Kanon zu erfüllen, zum Beispiel insofern, was ein Gymnasial „bitte unbedingt“ (Marcel Reich-Ranicki) gelesen haben sollte, wäre eine enorme Wirkung erreicht. Reich-Ranicki hat in einem Gespräch zu seinem 80. Geburtstag einen solchen „Kanon“ verfasst: von Herrn Walther von der Vogelweide über die Klassiker und literarischen Giganten des Landes der Dichter und Denker bis zu „Katz und Maus“ des 20. Jahrhunderts. Das heißt nicht, dass das schulisch-kulturelle Kennenlernen anderer Länder deswegen links liegen bleiben sollte. Auch hier muss der erste Schritt vor dem zweiten getan werden. Das eine ist „Pflicht“ und das andere „Kür“.

Die Leitkulturdebatte wirkt deshalb so unterhaltend, weil Deutsche nicht über die eigene Nation reden können, ohne sich aufzuregen. Dabei hörte man bisher Stimmen, die wie erwartet kamen, zum Beispiel die Bischöfin Maria Jepsen („Magenkrämpfe“) – aber auch völlig unerwartete Meinungen. „Ich liebe Deutschland! Ich liebe deutsche Städte!“ Wer dies sagte, war die neue PDS-Vorsitzende Zimmer. Das klingt sehr anrührend und ehrlich und gar nicht verräterisch.

Unser Thema hat also auch etwas mit Liebe zu tun und ihrer gefühlsstarken Umkehr, dem Hass, welchen man als Deutscher der eigenen Nation entgegenbringt. Das Problem der Befangenheit gegenüber dem allzu Nahen. Eine Art Übersensibilität auf Deutsch. Thomas Mann hat dieser Gefühlslage in einer Ansprache über die deutsche Innerlichkeit ein literarisches Denkmal gesetzt. „Deutschland und die Deutschen“, gehalten in der Library of Congress in Washington wenige Tage nach der Kapitulation: „Ich habe es auch in mir. Ich habe es alles am eigenen Leibe erfahren.“

Diese Übersensibilität lässt uns nicht los. Sie ist sehr anstrengend. Aber auch das kräftigste Lebenszeichen unserer Nation. Unsere Leitkultur.

Der Verfasser ist Landtagsabgeordneter der CSU und Rechtsanwalt in München.